

# Das Lesen – ein Rausch!

## Interview mit Prof. Dr. Jürgen Bauer



*Prof. Dr. Jürgen Bauer ist Leitender Oberarzt an der Klinik für Epileptologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Bonn und Co-Herausgeber der Zeitschrift für Epileptologie. Zuletzt erschienen von ihm unter anderem die Bände Epilepsie. Nützliches zu Behandlung und Beratung (2002) sowie Epilepsie, Schwangerschaft und Fertilität (2005), beide im Steinkopff-Verlag Darmstadt.*

*K.A.-Redakteur Stefan Andres sprach mit ihm über die neurologischen Hintergründe rauschhaften Erlebens, die »Hardware Hirn« und ihre metaphysische Komponente, die Frage, ob Schreibrausch eine Form von Epilepsie sein könne, persönliche Rauscherlebnisse und sein Verhältnis sowie das seiner Disziplin zur Literatur.*

**K.A.:** Herr Professor Bauer, wie ist Ihre Beziehung zur Literatur? Lesen Sie?

**Bauer:** Ja, ich lese, bevorzugt große Literatur. Ezra Pound hat einmal in Bezug auf den *Ulysses* in etwa gesagt: »Gute Literatur ist Sprache, die gerade soviel Inhalt trägt, dass sie vermittelbar ist.« Das finde ich sehr gut. Ich habe mir jüngst eine CD gekauft mit Radio-Aufnahmen von James Joyce, wo er Teile von *Finnegans Wake* liest. Und er liest sie so, wie ich es mir gedacht habe: Er singt sie. Das ist Melodie! Große Literatur ist ein Geräusch. Wenn man als Arzt arbeitet und ein bisschen sensitiv ist, gibt Literatur aber auch Antwort auf gewisse Lebensfragen und vermittelt Positionen und Haltungen, die auch in der Beratung der Patienten nützlich sind. Das ist schon nicht wenig.

**K.A.:** Sie erwähnen Joyce. Sie wissen, dass heute der 16. Juni ist?

**Bauer:** »Bloom's Day«, natürlich. Vor einem Jahr zum Hundertsten waren ja große Feiern und eine kommentierte Ausgabe mit einem Apparat wurde veröffentlicht. Als normaler Leser finde das allerdings nicht so wichtig. Man nimmt sich den Spaß am Assoziieren, auch wenn einzelne Hintergrundangaben durchaus nützlich sein können. Nehmen wir als Beispiel Gedichte, die ein Assoziieren freisetzen, auch wenn sie nicht ihre ganzen Geheimnisse preisgeben, etwa bei Celan oder Rilke.

**K.A.:** Schreiben Sie auch selber? Es gibt ja auch einige Ärzte in der Literaturgeschichte: Benn, Schnitzler, ...

**Bauer:** ... Schiller! Schiller war auch Arzt! Es gibt viele: Heinar Kipphardt, Alfred Döblin. Benn hat übrigens ein-

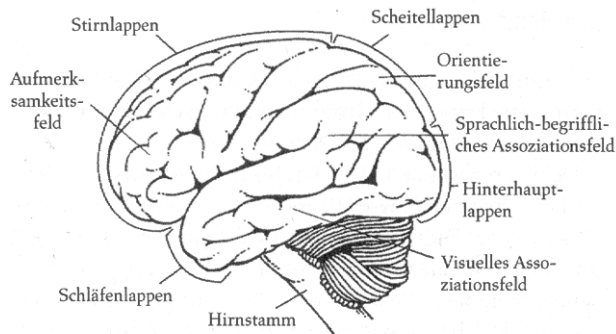
mal einen Beitrag zu einem Universitäts-Wettbewerb mit dem Thema »Zur Ätiologie der Pubertätsepilepsie« geschrieben und gewonnen. Ich selbst habe zwei Kurzgeschichten geschrieben, die ich gut finde. Manchmal habe ich das Gefühl, man müsste selbst etwas produzieren, aber ich glaube nicht, dass ich dafür der Geeignete bin. Ich lasse in meine Fachbücher gerne literarische Formulierungen einfließen, etwa Kapitelanfänge mit Zitaten von T.S. Eliot. Das ist ein bisschen mein Markenzeichen.

**K.A.:** Das Thema Hirnforschung ist ja in letzter Zeit in den Feuilletons vermehrt aufgegriffen worden, Stichwort »freier Wille«. Wie empfinden Sie dieses Interesse an Ihrem Fach?

**Bauer:** Grundsätzlich ist das Interesse sehr zu begrüßen. Wir sehen aktuell gerade auch im Fach Epileptologie eine beeindruckende Wissensentwicklung, da ist viel passiert in den letzten Jahren. Aber man sieht natürlich auch die Grenzen. Je mehr Details man erfasst, um so komplexer wird der Gesamtzusammenhang. Dass sich daraus jetzt eine feuilletonistische Diskussion ergeben hat, hängt sicher auch an einzelnen Forschern, wie Professor Singer aus Frankfurt.

**K.A.:** Aber Herr Singer ist kein Feuilletonist, sondern selbst Mediziner.

**Bauer:** Natürlich sind das Mediziner, die das Ganze ins Rollen gebracht haben. Herr Professor Elger, unser Chef hier an der Epileptologischen Klinik, hat ja auch eine maßgebliche Initiative dafür gegründet: »Die Dekade des menschlichen Gehirns«. <sup>1</sup> Dies ist eine Plattform von Experten, die unter seiner Moderation initiativ werden, um das Thema Hirnforschung auch greifbar zu machen für Institutionen, den Staat, Geldgeber. Sonst kann man Initiativen nicht mobilisieren.



Seitenansicht des Gehirns (links die Vorderseite). (Quelle: Andrew Newberg, Eugene d'Aquili, Vince Rause: Der gedachte Gott. Wie Glaube im Gehirn entsteht. München: Piper, 2004.)

**K.A.:** Aber man liest schon seltener von Fortschritten auf anderen medizinischen Gebieten, etwa dem der Orthopädie...

**Bauer:** Ich denke, man ist als Mediziner im Umfeld von Neurologie oder Psychiatrie vielleicht noch ein bisschen näher am Mythos des Geistes, dem Verständnis der Frage »Was passiert da eigentlich?«, als wenn man sich etwa den Knochen widmet, was medizinisch gesehen keinesfalls weniger wert ist. Natürlich sammeln sich in medizinischen Disziplinen auch verschiedene Typen, sodass sich vermutlich auch deshalb für die Hirnforschung daraus durch Einzelne diese Entwicklung ins Essayistische ergibt.

**K.A.:** Würden Sie das Gehirn eher als Werkzeug bezeichnen, etwa wie eine Hand, oder als einen das menschliche Dasein darüber hinaus bestimmenden »Apparat«?

**Bauer:** Es muss darüber hinaus gehen. Die Hardware Hirn, die wir in ihrer Zusammensetzung, Konfiguration, Vernetzung teilweise erklären oder messen können, produziert etwas, das nicht künstlich nachvollziehbar ist. Dieser metaphysische Raum der Erkenntnis, den können wir nicht erklären. Da kann es nur beides sein: Werkzeug, aber auch die Plattform einer spirituellen Dimension, die an einer anderen Stelle im Körper nicht plausibel zu vermuten ist.

**K.A.:** Ein Aspekt der feuilletonistischen Diskussion ist auch die Frage nach dem Entstehen von Religion. Unser Thema lautet »Rausch« und in diesem Zusammenhang erinnere ich mich an ein Interview mit Joseph Kardinal Ratzinger, das aus Anlass seiner Wahl zum Papst erneut ausgestrahlt wurde. Da erklärt er, sinngemäß, der Mensch sei durch die Schwerkraft mit der Erde verhaftet, alleine im Glauben »hebt es uns aus den Schuhen, da können wir schweben«. Die Frage an den Hirnforscher: Was geht da im Kopf des Papstes vor sich?

**Bauer:** Ich würde mir nicht anmaßen diese Frage beantworten zu können. Sicher hat der Glaube die Fähigkeit, sich über Materielles hinwegzusetzen. Eine biologische Erklärung kenne ich persönlich nicht.

**K.A.:** Aber wenn ein Mensch sich in einer Form von Rausch, in Ekstase befindet, was genau passiert da?

**Bauer:** Im Rausch findet eine verklärte Wahrnehmung statt, die sich abhebt von der logischen, rationalen Sicht auf die Welt. Das sind Zustände, die, wenn sie medizinisch relevant werden, in der Psychiatrie behandelt werden. Drogen können als externer Einfluss rauschhafte Zustände induzieren, indem Rezeptoren aktiviert werden. Mein Gefühl würde mich aber nicht dazu verleiten, zu glauben, dass die Messung einer einzelnen Substanz oder ihrer Aktivität in einem Hirnareal eine Befindlichkeit des Menschen automatisch erklärt. Emotionale Zentren, insbesondere das Hirngebiet im Bereich der Schläfe, werden dabei sicher eine Rolle spielen.

**K.A.:** Apropos Drogen: In Hermann Hesses *Siddharta* gibt es eine Passage, in der *Siddharta*, noch relativ zu Beginn seiner Suche nach Erleuchtung, seine spirituellen Erfahrungen mit dem flüchtigen Alkoholrausch eines Trunkenboldes vergleicht.

**Bauer:** Ich glaube nicht, dass ein spiritueller Rausch, den man sich vielleicht durch gewisse religiöse Rituale verschafft, mit dem Rausch beim Alkohol vergleichbar ist. Der Alkoholrausch ist eine dumpfe, sedierende und komplizierte Gedanken verhindernde Kondition. Alkoholisiert ist man ja gar nicht in der Lage, Zusammenhänge sinnvoll zu analysieren. Drogen wie LSD wirken belebender, weil sie Halluzinationen und Wahrnehmungsverzerrungen hervorrufen, durchaus skurril oder abgehoben, sodass man dahinter etwas Höheres, Transzendentes vermuten könnte. Aber faktisch sind Menschen in einem solchen Rausch nicht zu einer hohen kognitiven Leistung in der Lage, vielmehr allenfalls zu einer situativen Kreativität, die oft in Aspontaneität nach Beenden des Konsums umschlägt.

**K.A.:** Fallen Ihnen noch andere Arten von Rausch ein?

**Bauer:** Schlafentzug ist ebenfalls ein Zustand, der berauschen kann und der auch in der Psychiatrie bei depressiven Menschen therapeutisch eingesetzt wird. Viele dieser Menschen sind am nächsten Tag in ihrer Stimmung deutlich gebessert. Der Körper will schlafen, fährt die Körpertemperatur und den Pulsschlag herunter, und man selbst versucht, mit dem Willen wach zu bleiben. Die Dissoziation zwischen vegetativem Automatismus und willensbestimmtem Wachsein, das ist ein Zustand, in dem man in einen Rausch kommen könnte, in dem man – unabhängig von einer Depression – glaubt, man sei sehr leistungsfähig. Aber man sieht, man ist es nicht. Wenn Sie nachts übermüdet eine tolle Idee haben und diese gebannt aufschreiben, merken Sie oft am nächsten Morgen, dass das ein relativ profaner Text ist, den sie da entwickelt haben.

**K.A.:** Aber Kunst und Rausch stehen sich doch angeblich sehr nahe?

**Bauer:** Gut, wenn man Musiker nimmt wie Jimi Hendrix, das ist dann freie Assoziation, die nicht mehr gebremst ist. Ich glaube, dass man da eher in der Lage ist, Emotion zu verstärken. Wenn man also Gitarre spielen kann, ist man sicherlich in der Lage, sich derart zu stimulieren, dass man zu Läufen kommt, die man ohne Drogen nicht gefunden hätte. Das ist dann, vielleicht im Sinne der Aussage von Kardinal Ratzinger, eher eine Entkopplung von der kortikal-dominierten Logik. Das Limbische System, also das Hirnareal, welches mit Emotionen zu tun hat, folgt sicher-

lich anderen Gesetzen als unsere normale Großhirnrinde. Das Riechzentrum etwa ist Teil des limbischen Systems und steht eng mit den Hormonzentren in Verbindung. Rausch hat ja auch mit Gefühl oder sexueller Stimmung zu tun.

**K.A.:** Kann denn ein Rausch auch durch Sprache, durch das Lesen von Literatur hervorgerufen werden?

**Bauer:** Ich glaube schon, dass man sich über Literatur in eine gehobene Stimmung bringen kann. Ob ich das als Rausch bezeichnen würde – vielleicht würde ich lieber den Begriff »Ekstase« dafür benutzen. Das ist sicher auch situationsbedingt: Ich glaube nicht, dass man hier an einem Schreibtisch in einem nüchternen Setting in einen Rausch kommt. Ich kann mir aber gut vorstellen, dass es Orte gibt, etwa Klöster, die in ihrer Dynamik eine »Glaubenskaskade« in Gang setzen, so dass man in eine abgehobene Wahrnehmung von der Realität kommt, die man als Rausch empfindet.

**K.A.:** Das ist natürlich auch eine Frage von Lese-Haltung und -Erwartung. Bei der Lektüre des Telefonbuchs ist ein Rausch eher unwahrscheinlich, aber etwa das Beispiel, das Sie eingangs nannten, *Finnegans Wake*, mit diesem Singsang, das könnte doch dazu geeignet sein?

**Bauer:** Ja, das könnte man als Leserausgang bezeichnen. In einen Leserausgang, denke ich, kommt man nicht, wenn man einen Schmöcker liest und man will wissen, wer der Mörder ist. Das würde ich nicht als Rausch bezeichnen. Das ist eher etwas, das einen gefangen nimmt. Ich glaube, dass ein Rausch am ehesten bei der Lektüre eines längeren, komplexen Gedichtes möglich ist, etwa bei T.S. Eliot. Da werden ja zweierlei Dinge angeregt: einmal der Versuch, etwas zu verstehen, das man nicht versteht, weil man es auch nicht verstehen kann, und das gepaart mit freier Assoziation und der Melodik, die diese Gedichte haben. Da finde ich schon, dass man in einen Rausch kommen kann. Ich will Ihnen erzählen, wann ich das letzte Mal einen »literarischen« Rausch erlebt habe: Ich habe eine DVD des Films *Poem* geschenkt bekommen, eine Verfilmung von Gedichten, unter anderem mit dem Gedicht »Tenebrae« von Paul Celan. In schwarz-weiß wird dort eine spanische Prozession gezeigt, mit Madonnen, Kreuzen, tief katholisch. Und darauf hat der Regisseur das von Celan selbst gesprochene Gedicht sowie eine Hintergrundmusik gelegt. Dieses Gedicht bedeutet mir sehr viel, Celan überhaupt, es ist auch noch seine Stimme, und das über diesen Film, der dem Gedicht, in dem es heißt: »Herr, bete für uns«, ganz viele Assoziationsmöglichkeiten gibt. Das war so ein Angriff auf mein limbisches System, in dem ich einfach in einen – ich will jetzt nicht übertreiben – gewissen ekstatischen Zustand kam. Der Klang, die Bilder, darin habe ich lange gelebt, auch wenn ich es gar nicht mehr sah.

**K.A.:** Aber das ist ja, so wie Sie es beschreiben, natürlich nicht eigentliches Lesen, sondern es kommt ein audiovisueller Aspekt hinzu.

**Bauer:** Das stimmt. Aber was Sie meinen mit Rausch ist für mich am ehesten mit Gedichten zu erreichen, durch die melodische Komponente, durch Anregung nicht-kortikaler Emotionen. Wenn ich einen Prosatext lese und versuche, ihn zu verstehen,

dann bin ich zu sehr mit meinem Großhirn aktiv. Klassisch ist die von mir als vollkommen abstrus empfundene Lesart von Dostojewski-Romanen, wenn jemand versucht, genau herauszufinden, wer die Person mit dem komplizierten Namen denn nun in der Geschichte war. Das heißt, diese Leute lesen gar nicht den Text als Sprache, sondern als Geschichte, die sie sich zu merken suchen: Das war der Neffe von der Mutter des Sohnes von der Tochter... Aha! Aber das ist ja kontraproduktiv für einen literarischen Rausch, für Lesen im Sinne der Sprache überhaupt.

**K.A.:** Das merkt man aber meistens erst hinterher.

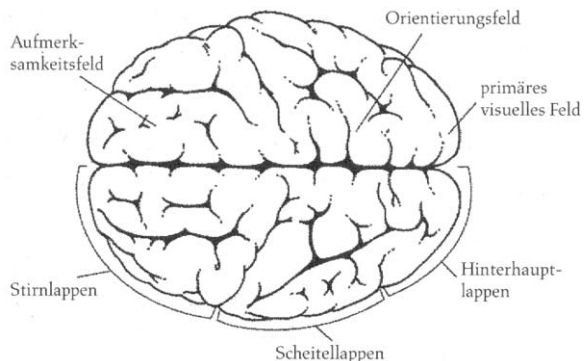
**Bauer:** Nein, das ist eine Frage der inneren Haltung. Und bei einem solchen Lesen können Sie nicht in einen Rausch kommen. Sie können z.B. in einen Rausch kommen, wenn Sie Proust das zweite Mal lesen. Weil Sie dann vielleicht das Glück haben, sagen zu können: O.k., ich kenne die Handlung, das interessiert mich nicht im Detail, jetzt lese ich es wieder, einfach um die Stimmung, die Sprache, die Prosodie zu erfahren.

**K.A.:** Da wären wir wieder bei dem von Ihnen eingangs erwähnten Zitat von Pound.

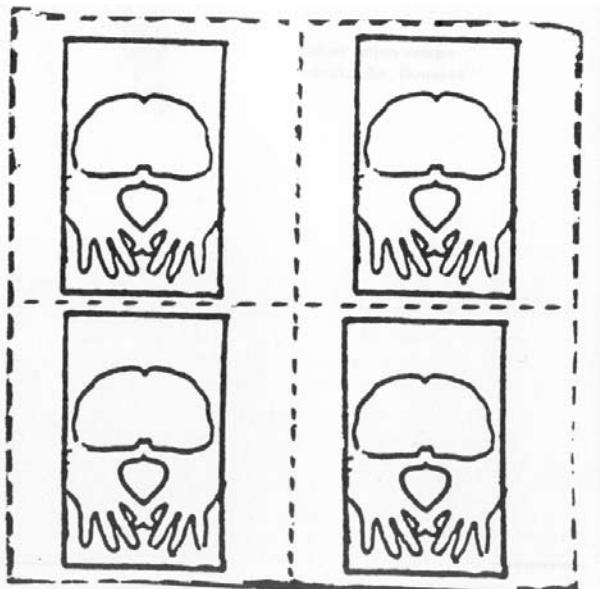
**Bauer:** Genau. Aber es ist schon interessant, dass, etwa bei Hörbüchern, die Verführungskunst von Akustik, von Musik, von inszenierten Geräuschen, der Sprache einfach viel mehr Emotion verleiht und damit Rauschhaftes bietet. Etwa die Hörbuchinszenierung von Combray, dem Beginn der Recherche, ist eine sehr impressionistische, wunderbare Inszenierung, die weit über den Text hinaus geht. Da, finde ich, kann man in einen Rausch kommen, wesentlich leichter als beim reinen Lesen. Rausch hat also für mich sehr viel mit dem Ansprechen von Emotion zu tun, weniger von Logik.

**K.A.:** Zum Beispiel bei sich ständig wiederholenden Texten, Litaneien im religiösen Bereich.

**Bauer:** Ja! Ich war einmal in einer Wallfahrtskirche in Loreto in Umbrien, das Zentrum der Marienanbetung. Dort war eine Reisegruppe, religiöse Menschen. Ein Vorleser hat immer wieder etwas vorgetragen und die Gruppe hat im Chor geantwortet. Das nahm, zumal ich den Text nicht verstand, einen rhythmischen Charakter an, ähnlich einem Rapgesang, wie bei Eminem. Da



Ansicht des Gehirns von oben (Vorderseite links). (Quelle: Andrew Newberg, Eugene d'Aquili, Vince Rause: *Der gedachte Gott. Wie Glaube im Gehirn entsteht*. München: Piper, 2004.)



LSD-Ticket (Quelle: Christian Rättsch (Hg.): 50 Jahre LSD-Erfahrung. Eine Jubiläumsschrift. Solothurn, Löhrbach 1994.)

könnte man wieder auf das Hirn zurückkommen und sagen: Das Rhythmische synchronisiert und man kann angesprochen werden durch die Emotion. Die Teilnehmer dieser Gruppe waren, während sie dem Redner nachsprachen, richtig gefangen. Und das war reine Sprache, wie in der Kirche, ein gewisser Singsang, das Musikalische, das Repetitive. Ich glaube, dass das Wiederholen etwas anstößt in unserem Kopf. Das war ein faszinierendes Erlebnis.

**K.A.:** Kommen wir zum Schreibrausch, der »Hypergrafie«, die Alice W. Flaherty in ihrem Buch *Die Mitternachtskrankheit* als eine Form der Schläfenlappenepilepsie bezeichnet. Kennen Sie selbst solche Fälle?

**Bauer:** Nein. Es gibt die sogenannte »Lese-Epilepsie«, bei der Anfälle durch Lesen ausgelöst werden. Aber das ist ja etwas völlig anderes. Nehmen wir an, jemand hatte einen großen Anfall und wird kurzzeitig bewusstlos. Viele Patienten machen dann anschließend in leicht umdämmertem Zustand Dinge, die etwas ungeordnet sind, sogenannte ambulatoische Automatismen. Sie laufen umher oder räumen einfach stereotyp etwas auf oder um, immer wieder. Da kann man sich durchaus vorstellen, dass jemand rumkrakelt, wenn er einen Stift in der Hand hält. Aber das dauert nur einige Minuten. Dass jemand, auch in der Phase, in der er keinen Anfall hat, eine solche Schreibneigung hat, das habe ich noch nie erlebt. Mich erinnert die Hypergrafie eher an Robert Walsers Mikrogramme. Das ist aber etwas, was man bei Menschen mit Psychosen findet. Bei Epilepsiepatienten ist der Schläfenlappen oft betroffen. Dieser Schläfenlappen trägt viele Funktionen, die man nicht auf einen einfachen Nenner bringen kann, etwa Emotion, Gedächtnisbildung, Verhalten, sexuelles Empfinden.

**K.A.:** Laut Flaherty ist dafür das limbische System zuständig.

**Bauer:** Das limbische System ist Teil des Schläfenlappens, es bildet seinen inneren Anteil, ein für die Emotion wichtiger Bereich,

der auch mit der Hirnanhangsdrüse verbunden ist. Diese wiederum steuert die Funktion von Ovarien oder Hoden. Durch die Krankheit haben Schläfenlappenepilepsie-Patienten ab und zu epileptische Anfälle, aber vor allem Gedächtnisstörungen, auch Stimmungsschwankungen oder sexuelle Störungen. Der Anfall ist nur quasi der Ausbruch der epileptischen Aktivität. Störungen der verbalen Gedächtnisbildung sind ein mögliches Symptom. Dass sich daraus genau das Gegenteil entwickeln soll, also eine Hypergrafie, das finde ich sehr ungewöhnlich.

**K.A.:** Flaherty führt unter anderem den Epileptiker Dostojewski als ein prominentes Beispiel an.

**Bauer:** Wissen Sie, Dostojewski war ein Schriftsteller, der kein Geld hatte, den haben sie nach Sibirien geschickt, er war epilepsiekrank, war spielsüchtig und hat sein Vermögen durchgebracht. Der musste einfach schreiben, um das nackte Überleben. Schließlich hat er seine Manuskripte für wenig Geld verkaufen müssen. Ich glaube, das ist die Motivation dieses Mannes gewesen, viel zu schreiben. Nehmen sie Balzac: Der war ja auch ein Vielschreiber. Und warum? Weil er Geld brauchte! Ich denke, dass ein Epilepsie-Kranker, verglichen mit einem Gesunden, nicht häufiger dazu neigt, plötzlich viel zu schreiben. Auch bei Dostojewski hätte ich großen Zweifel, sein Schreiben als Ausdruck seiner Erkrankung zu bewerten.

**K.A.:** Glauben Sie denn, dass ein wie auch immer gearteter Rausch die Kreativität eines Schriftstellers anfachen kann?

**Bauer:** Ich glaube nicht, dass Kreativität ein positiver Effekt etwa von Alkohol ist, sondern eher ein Epi-Phänomen: Eine gewisse Menge Alkohol kann stimulierend sein. Aber wenn Sie zu viel trinken, kippt es ins Gegenteil. Alkohol in Maßen ist daher sicher etwas, das gerade nicht in einen Rausch versetzt, sondern etwas bewirkt, was man in der Medizin einen »tranquillierenden Effekt« nennt: Es nimmt die Sorgen, macht ausgeglichener. Es befreit vom Logischen, vom Denken mit dem Neokortex. Das kann natürlich jemanden, der schreibt, in der Kreativität beflügeln. Drogen sind dabei anders zu bewerten. Im Drogenkonsum hat man durchaus visionäre Momente, die sich selten als zeitlos kreativ erweisen.

**K.A.:** Glauben Sie, die Redensart von Genie und Wahnsinn, die nah beieinander liegen, trifft zu?

**Bauer:** Das glaube ich nicht. Dass einem wahnsinnig wirkenden Menschen etwas Geniales anhaftet, mag aus Sicht eines einfachen Menschen zutreffen, aber dass der Wahnsinnige genial ist? Diese Menschen haben natürlich Ideen, die durchaus spannend sind. Weil darin Welten in Worte gefasst werden, die uns nicht zugänglich sind. Natürlich sind auch einige Menschen mit einer solchen Erkrankung überdurchschnittlich intelligent. Menschen mit einer Gehirnerkrankung haben jedoch eher ein Problem mit ihren kognitiven Leistungen, als etwa jemand, der an einer anderen Krankheit leidet.

**K.A.:** Hypergrafie ist Ihnen, wie Sie sagen, noch nie untergekommen, aber das Phänomen der Schreibblockade kennen Sie doch sicher?

**Bauer:** Das ist ein psychisches Problem. Uwe Johnson hat ja zum Beispiel ewig gebraucht, um seine »Jahrestage« zu vollenden, wegen seiner privaten Probleme. Viele Schriftsteller haben wohl einmal eine Schreibblockade. Psychische Traumata, eine hohe Erwartungshaltung, das sind wohl am ehesten die Ursachen dafür.

**K.A.:** Die berühmteste Schreibblockade der Literaturgeschichte ist vermutlich die wortreich umschriebene des Lord Chandos aus der Feder von Hugo von Hofmannsthal. Was hätten Sie Chandos, respektive Hofmannsthal, geraten, wenn er Ihnen erklärt hätte, er könne sich nicht mehr angemessen ausdrücken, weil ihm die Worte »wie modrige Pilze im Mund zerfallen«?

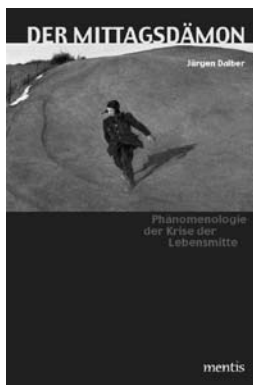
**Bauer:** Ich hätte ihm wahrscheinlich geraten, es einfach sein zu lassen. Er war ja auch ein Kind seiner Zeit, da waren viele an diesem Punkt. Der Dadaismus hat die Kunst zerschlagen. Joyce hat den Roman in eine andere Sphäre gehoben, am Ende der traditionellen Sprache Rilkes steht die völlig neue von Eliot. Marcel Duchamp, der Maler, hat einfach aufgehört zu malen. Sprachblockade, fehlender Ausdruck, das Gefühl, das, was die Welt abbildet, nicht mehr ausdrücken zu können, das hängt mit dem Fortschritt der Zeit zusammen.

**K.A.:** Hofmannsthals Chandos-Brief läutete die Moderne ein, mittlerweile sollen wir in der Postmoderne angekommen sein. Meine letzte Frage an Sie: Glauben Sie, dass der Fortschritt der Hirnforschung mit ihrer Fragmentierung der Postmoderne Vorschub leistet, Stichwort »Ende der Utopien«?

**Bauer:** Je tiefer man die Prozesse biologischer Abläufe versteht, desto unübersichtlicher wird es. Aber das Ziel, dieses Detailwissen, das man in riesigen Bibliotheken oder im Internet anhäuft und das man überhaupt nicht mehr überblicken kann, zu ordnen, muss dazu führen, dass wir Utopien haben. Denn nur mit einer Vision können wir das Wissen in ein Konzept zwingen. Details werden uns letztlich nicht wirklich weiterbringen. Am Schluss werden wir sprachloser vor dem Phänomen Leben stehen als zuvor. Wir werden Utopien brauchen!

## Jürgen Daiber Der Mittagsdämon

Zur literarischen Phänomenologie der  
Krise der Lebensmitte



2005, ca. 220 S., kart.  
EUR 29,80 [D]  
ISBN 3-89785-443-0

Als der englische Psychoanalytiker Elliott Jaques 1965 den Begriff der »Midlife-crisis« prägte, versuchte die Entwicklungspsychologie, durch eine Vielzahl von Untersuchungen dem Symptomenkomplex jener viel beschriebenen Krise der Lebensmitte mit einer Fülle an Datenmaterial Kontur zu verleihen. Dieses Buch sichtet diese Ergebnisse und zeigt, wie Literatur über die symbolische Ordnung der Sprache das entwicklungspsychologische Phänomen des »Mittagsdämons« beschreibbar macht. Dabei zeigt sich, dass die literarische Darstellung kein bloßer Abbildungsreflex eines vorgegebenen anthropologischen Geschehens ist, sondern ein Medium, welches - ebenso wie medizinisches Traktat und theologische Abhandlung - über die Grenzen des Textes hinaus Bewältigungsstrategien für die diagnostizierte Krise zu geben sucht.

Viele entwicklungspsychologische Studien weisen die Lebensmitte als den am stärksten von der Angst vor dem Tod bestimmten Abschnitt aus. Der Mensch als »das einzige Wesen in der Welt, das weiß, das es sterben muß« (I. Macho) muß angesichts dieses Wissens Techniken entwickeln, die eben diese Erkenntnis erträglich machen. So schlägt Natur in Kultur um, wird das Wissen um unsere Sterblichkeit zu einem Kultur-Generator ersten Ranges und die Literatur eine wesentliche Quelle der Strategienentwicklung.

Das Buch zeigt anhand ausgewählter Textbeispiele aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. bis hin zur Gegenwart, welche psycho-literarischen Bewältigungsstrategien im Kampf gegen den Mittagsdämon von den großen Seelenkennern des frühen Mönchtums bis hin zu den Diesseitskonzepten postmoderner Autoren in Darstellung und Therapieversuch der Krise der Lebensmitte ins Feld geführt werden. Die Schriften von Evagrius Ponticus, Johannes Tauler, Justinus Kerner, Robert Musil, Ingeborg Bachmann und Durs Grünbein stehen dabei im Zentrum der Untersuchung. An ihnen lässt sich exemplarisch zeigen, wie die Literatur der Krise der Lebensmitte als dem »Problem ohne Namen« (Betty Friedan) eben einen solchen gibt, wie sie den Mittagsdämon »anspricht« und konturiert.

mentis

mentis Verlag Paderborn  
www.mentis.de | info@mentis.de

<sup>1</sup> Näheres dazu auf der Internetseite der Klinik für Epileptologie:  
<http://www.meb.uni-bonn.de/epileptologie>.